

Fest=Rede,

Tartu. Riikikirjanduse
Raamatukogu
59308

am Tage der

Säcular-Feier von Schiller's Geburt,

am 29. October (10. November) 1859,

im Saale der Schwarzhäupter-Gesellschaft zu Riga

gesprochen

von

W. A. Geertz.

Riga.

Verlag von Edm. Göttschel's Buchhandlung.

1859.

Der Druck wird gestattet.

Riga, den 7. November 1859.

Censor Dr. J. G. Krohl.

Est. A

Tartu Ülikooli
Raamatukogu

35272

Geehrte Anwesende! Nachdem die dankbare Verehrung des Deutschen Volkes vor zwanzig Jahren zu Stuttgart die Statue unseres gefeierten Todten errichtet hatte, da schrieb der um den Volksunterricht hochverdiente, allgemein geschätzte Pädagog Friedrich Adolph Wilhelm Diesterweg: „Wir haben Schillern ein Denkmal „in Erz gesetzt. Versäumen wir das Höhere nicht, — seine „Idealität in unser Herz und in das Gemüth unserer Jugend ein- „zugraben. An einem Jünglinge, einem Manne, den er nicht „begeistert für Menschenliebe, Freiheit und Vaterland und für „alles große und edle Streben, — an einem solchen ist gewiß „Nichts verloren!“ — Und daß Das nicht versäumt worden ist, daß die Begeisterung für alles Große und Schöne und Erhabene noch lebendig glüht in dem Herzen der Deutschen Jugend, des Deutschen Volkes, dafür gibt vollgiltiges Zeugniß die Liebe und Bewunderung, mit der der Deutsche an seinem Schiller hängt, an seinem Schiller, dessen Werke, wie die keines andern Dichters, jedes göttliche Gefühl in der Menschenbrust wecken und nähren und die ihm entstammenden Thaten verherrlichen, — dafür gibt vollgiltiges Zeugniß die allgemeine, begeisterte Theilnahme, mit der heute auf der ganzen Erde die Säcularfeier seiner Geburt begangen wird. — „So weit die Deutsche Zunge klingt“, auf dem Grütli und an den Ufern der Moskwa, hoch im Norden Amerika's und an dem südliche Gluth athmenden Gestade des Bosporus, überall, all überall haben sich heute, am 10. November, dem Tage, an welchem vor hundert

Jahren der unsterbliche Geist in seiner sterblichen Hülle Wohnung nahm, viele Tausende vereinigt, um ihr Herz zu erheben an einer Feier, wie sie fast einzig dasteht in den Annalen der Geschichte. Mag es eine bloße Idee sein, grade die heutige Wiederkehr des Geburtstages festlich zu begehen: erhebend ist der Gedanke an den großartigen Maßstab, in welchem diese Idee realisirt wird, — erhebend der Gedanke, daß mit uns Millionen in eben diesem Augenblicke beseelt sind von dem einen Gefühl der Dankbarkeit für die Segnungen, die durch Schiller's Genius unserem geistigen Leben geworden sind, — daß, wie wir, Millionen heute seinem Andenken Hymnen singen und mit der Belebung seines Gedächtnisses zugleich den Bund erneuern, den sie für's Leben mit der Tugend geschlossen.

Viele Jahre lang und oft nicht ohne Erbitterung ist von den Deutschen selbst ein unerquicklicher Streit geführt worden, der über den größeren Werth Goethe's oder Schiller's. Ich sage, ein unerquicklicher Streit, denn ich meine, wir sollten uns mit vollem Herzen des wahrhaft Schönen erfreuen, wo und durch Wen es uns geboten wird, ohne von dem prüfenden Verstande einen Maßstab an das ewig Göttliche legen zu lassen. Andere mögen anders darüber denken: Thatsache ist, daß Deutsche Gelehrte Decennien lang darüber gestritten haben und noch streiten werden, — Thatsache ist aber auch, daß das Deutsche Volk heute entschieden hat, welchen von Beiden es höher verehrt. Vor zehn Jahren galt es die Säcularfeier der Geburt des großen Goethe; an manchen Orten Deutschlands, auch hier in Riga wurde bei festlichem Mahle dankbar des Dichter-Heroen gedacht und eine Libation gebracht seinen Manen: aber eine angemessene, des zu Feiernden würdige Feier wurde nur in Weimar begangen, der Stätte seiner ministeriellen Thätigkeit, und in Frankfurt a/M., seinem Geburtsorte. Wie anders heute! Nicht in Weimar und Frankfurt, nicht in Deutschland, nicht in Europa allein feiert Begeisterung des Deutschen Volkes mit außergewöhnlichem, fürstlichem Glanze das Andenken des ihm vor allen theuren, des wahrhaft Deutschen Dichters. So hat es für seine Person entschieden und eben so unwillkürlich, als unwiderleglich kundgethan der Welt, daß es Goethe verehrt mit dem Verstande, Schiller

mit dem Herzen, — daß es Goethe bewundert, Schiller liebt. *) — Schiller ist übergegangen in die Deutsche Nation, er ist ein integrierender Theil des großen Ganzen, und so lange noch Deutsch gesprochen wird, so lange ein Deutsches Herz noch schlägt, so lange wird Schiller's Bild dieses Herz erfüllen, so lange wird es mit unvergänglichen Farben in ihm strahlen als des Herzens theuerstes Kleinod.

Es drängt sich uns hier von selbst die Frage auf: was ist es denn, das Schiller so innig hat verwachsen machen mit dem Deutschen Volke? Es ist nicht Das allein, was Schiller geschaffen, es ist nicht Das allein, was Schiller war, es ist eben Beides vereint.

Das Deutsche Volk hat einen gesunden Sinn, und Wen es lieben soll, Den muß es vor allen Dingen achten können. War aber je ein Charakter der vollsten, unbegrenztesten Achtung würdig, so war es der Schiller's. Unversöhnlicher Feind Allem, was nicht im vollen Einklange stand mit Tugend und Rechtsgefühl, war er erfüllt von dem regsten Streben für alles Wahre und Schöne. Bescheiden und offen, Zutrauen erweckend und gebend im Umgange, war er seinen Aeltern ein dankbarer liebender Sohn, den Freunden ein treuer, aufopfernder Freund, seinem Weibe ein hingebender, zärtlicher Gatte, seinen Kindern ein fürsorgender, unermülich für ihr Wohl thätiger Vater.

Mehr aber noch, als durch seinen innern Werth, ist Schiller durch seine äußeren Verhältnisse dem Deutschen Volke verwandt, ist er ein Bruder aller Deutschen geworden, wie er durch seine Werke ihr väterlicher Wohlthäter ward.

Ich darf gewiß mit Recht annehmen, daß meine freundlichen Zuhörer in der Biographie unseres gefeierten Dichters wohl bewandert sind, und werde darum nur die zum Belege meiner Ansichten nöthigen Momente seines Lebens vor Ihrem geistigen Auge, geehrte Anwesende, vorüberführen, — jetzt also diejenigen, die uns Aufschluß darüber geben, warum Schiller, der Mensch, durch die

*) Bis zu diesen Worten fiel der Zeitersparniß wegen dieser letzte Abschnitt bei dem mündlichen Vortrage aus.

äußern Verhältnisse in eben so hohem Grade, als Schiller, der Dichter, durch seine Werke sich die Sympathieen des Deutschen Volkes erworben hat.

Geboren in dürftigen Verhältnissen, aufgewachsen unter Entbehrungen aller Art, schlicht und bürgerlich erzogen, ist Schiller so recht eigentlich aus dem Schooße des Volkes hervorgegangen. Und das Band, das die Menschen am innigsten verbindet, Kummer und Sorge, der Kampf um die irdische Existenz, um das tägliche Brod, — es hat Schiller's ganzes Leben umwunden, es hat sein Loos an das Mitgefühl der Mit- und Nachwelt unauflöslich gekettet. Auch der Aermste des Volkes sagt sich bei dem Gedanken an Schiller: er hat gelitten, wie ich, — er hat sich bemüht, wie ich, — er hat den Segen der Arbeit gekostet, wie ich. — Ja, Nahrungsorgen haben Schiller's Leben getrübt bis in das reife Mannesalter hinein, bis kurz vor seinem Tode. Der Mangel mit seinem ganzen traurigen Gefolge war heimisch im Schiller'schen Hause, und der Kampf dagegen, die angestrengten Arbeiten, um sich und den Seinigen die Mittel zum Leben zu schaffen, untergruben seine Gesundheit und wurden die Veranlassung zu seinem frühen Tode. Als er, einundzwanzig Jahr alt, aus der Militair-Akademie trat, angewiesen, sich jetzt selbst sein Brod zu verdienen, gab ihm sein Herzog ein monatliches Gehalt von achtzehn Reichsgulden; er hatte somit als Regimentsmedicus nicht volle zehn Rubel monatlich, kaum hundertundzwanzig Rubel jährlich, feste Einnahme! Als er, dem Rufe seines Genius folgend, nach anderthalb Jahren, — im September 1782, — Stuttgart verließ, verlor er natürlich auch Das, und mußte, da der spärliche Ertrag der „Räuber“ nicht ausreichte, durch die Unterstützung des treuen Streicher sein Dasein fristen. Auf eine gewisse Einnahme konnte er erst wieder im September 1783 zählen, zu welcher Zeit ihn der damalige Intendant des Mannheimer Theaters, Freiherr v. Dalberg, mit einem Jahresgehalt von 300 Gulden (circa 150 Rbl.) als Theaterdichter anstellte. Nachdem sich dies Verhältniß, das Schiller in keiner Beziehung genügen konnte, nach einem Jahre wieder gelöst hatte, war unser Dichter, obgleich schon im Sommer 1789 als außerordentlicher Professor der Weltweisheit bei der Universität zu Jena angestellt,

doch bis zum Winter dieses Jahres, also wieder über 5 Jahre, ohne jede fixe Einnahme. Erst im December 1789 gewährte ihm auf seine Bitte der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar das spärliche Jahresgehalt von 200 Thlrn., das sich endlich, zehn ganze Jahre später, verdoppelte. Im Juni 1804, kein volles Jahr vor seinem Tode, erhielt Schiller, auf seine Bitte, noch eine Zulage von 400 Thlrn., und so hat er sich denn, als seine Besoldung am größten war, die kurze Zeit von 11 Monaten auf 800 Thlr. fixen Gehalts gestanden. Verheirathet, Vater von 4 Kindern und 800 Thlr. jährlicher Einnahme! Gewiß, auch Diejenigen, die Sorgen nie gekannt und darum die schönen Redensarten immer bei der Hand haben: „man muß seine Ausgaben nach seinen Einnahmen regeln!“ „man muß sich nach der Decke strecken!“ u. s. w. — auch Diese werden einräumen, daß Schiller selbst am Ende seiner Lebensbahn nicht mit dem Maximum von 800, geschweige denn vorher mit 400 oder gar mit 200 Thlrn. hat auskommen können. Doch — die gute Schwiegermutter half ja, Freunde halfen, am wirksamsten half Schiller selbst nach durch schriftstellerische Arbeiten. Wer aber weiß, wie sehr der Gedanke an dem Frieden jedes rechtlichen Mannes nagt, von den Unterstügungen selbst der nächsten Verwandten und der besten Freunde leben zu müssen, — wer da weiß, wie es drückt, trotz alle Dem manche alten Schulden — und auch Schiller hatte solche — nicht abtragen zu können, — wer da weiß, wie unverhältnißmäßig die Kräfte des Geistes angestrengt und abgenutzt werden, wenn es sich nicht darum handelt, aus innerem Drange schreiben zu dürfen, sondern darum, für Geld schreiben zu müssen, — Der wird auch aus voller Ueberzeugung mit mir sprechen: Schiller's ganzes Leben war eine ununterbrochene Reihe von Mühen und Sorgen und sein früher Tod mehr oder weniger durch diese bedingt. Daß er aber unausgesetzt mit Drangsalen hat kämpfen müssen, — daß Schiller, der durch geistige Vorzüge Millionen überragte, an irdischen Gütern eben so Vielen nachstand, und zur Gewinnung derselben arbeiten mußte, wie der Aermsten einer im heiligen Deutschen Reiche, — Das hat ihn seinem Volke so nahe gebracht, Das hat ihn verschwistert mit der Deutschen Nation und diese den Menschen eben so lieb gewinnen lassen, als den Dichter.

Wir haben in dem Vorhergehenden uns klar gemacht, wie Schiller uns werth geworden durch Das, was er war, — was er war mit seinem edlen Charakter und seinem reichen Herzen, war unter dem Einflusse äußerer Verhältnisse, — wir gehen jetzt über zu der Bedeutung, die Schiller für uns gewonnen durch Das, was er geschaffen.

Schiller ist als Dichter, wenige flüchtige Jugendarbeiten ausgenommen, Meister in der Form. Aber Das ist es nicht. Abgesehen davon, daß Schiller diesen Vorzug mit vielen andern Dichtern theilt, so macht zwar der Meister die tadellose Form, nicht aber die Form den Meister. Die schöne Form eines Gedichts gleicht dem schönen Gesicht eines Mädchens; beide reizen zu näherer Bekanntschaft, — aber wehe, wenn der Kern der Schale nicht entspricht! — Und darin steht eben Schiller groß und unerreichbar da, daß in jedem einzelnen seiner Gedichte, der lyrischen sowohl, als der dramatischen, der innere Werth die äußere Form mit blendendem Glanze überstrahlt. Ja, als der Jüngling, noch unbekannt mit den Regeln der Dichtkunst, der Form noch keinesweges mächtig war, da schuf sein echter Genius schon Gedichte voll der glühendsten Empfindung, die trotz aller Mängel unsterblich sein werden, wie sein Name. Und als der Mann, rastlos sich selbst weiter fortbildend in der Schule der Aesthetik, auch Meister geworden war in der Form, da zauberte uns seine Feder, das Erhabene mit dem Schönen verbindend, Werke hin, die, belebend und erwärmend, bildend und belehrend, tröstend und ermuthigend fortwirken werden bis auf die spätesten Zeiten. Der Mensch, wenn sein besseres Selbst nicht untergehen soll im Strudel der Welt, muß höhere Zwecke verfolgen, als den der irdischen Existenz, und die hohe herrliche Aufgabe des Dichters ist es, uns die Ideale zu zeichnen, die, ob ewig unerreicht, von uns angestrebt werden sollen. Welches Dichters Phantastie aber hat uns schönere, reinere, vollkommenerere Ideale geschaffen, als eben Schiller's? In welchen Dichters Gesängen athmet tiefere Glut der Begeisterung für alles Schöne und Wahre, für alle höchsten Güter der Menschheit, als in Schiller's Gesängen? Es giebt kein gottgeborenes Gefühl in der Menschenbrust, dessen volltönende Saite er nicht angeschlagen hätte auf seiner Dichterlaute: der Glaube und die Freiheit, Tugend

und Wahrheit, Liebe und Freundschaft, die Hoffnung und das Bewußtsein der Unsterblichkeit, die Begeisterung für die Natur und die Liebe zur Kunst — sie alle haben in Schiller ihren Sänger gefunden — und welsch einen Sänger!

Ich kann es mir nicht versagen, aus den unzähligen, herrlichen, meinen Ausspruch bestätigenden Stellen wenigstens immer je eine zu citiren.

Er verkündet das Dasein Gottes mit der überzeugenden Kraft der eigensten innersten Ueberzeugung:

„Ja, ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Lebendig der höchste Gedanke:
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreift,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!“

Er, der Dichter der Freiheit, von dem Goethe sagt: „durch alle „seine Werke geht die Idee der Freiheit, und diese Idee nahm „eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Cultur weiter „ging und selbst ein Anderer wurde,“ — er feiert begeistert die Freiheit des Menschen:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt Euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Slaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!“

Er zeichnet unübertrefflich das Bild der Tugend:

„Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand des Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!“

Er weist uns den Weg zur Wahrheit mit den Worten:

„Willst Du, Freund, die erhabensten Höhen der Wahrheit ersteigen,
Wag' es auf die Gefahr, daß Dich die Klugheit verlacht.
Der Kurzsichtige sieht nur das Ufer, das Dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinst landet Dein muthiger Flug!“

Wer preißt würdiger das Hochgefühl der Liebe, als Schiller, wenn er singt:

„Die Liebe ist
Das Einzige auf diesem Rund der Erde,
Das keinen Käufer leidet, als sich selbst.
Die Liebe ist der Liebe Preis. Sie ist
Der unschätzbare Diamant, den man
Verschenken oder ewig ungenossen
Verscharren muß.“

Wer schildert begeisterter das Glück der Freundschaft, als er in den Worten:

„Glücklich! glücklich! Dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen Dich umwunden
Und aus Millionen mein bist Du!
Laß das wilde Chaos wiederkehren,
Durch einander die Atome stören —
Ewig flieh'n sich uns're Herzen zu!“

Und eben so schön, als erschöpfend, charakterisirt er die Hoffnung:

„Die Hoffnung führt uns in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben, —
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben:
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf!“

Und voll gläubigen Vertrauens predigt er Unsterblichkeit:

„Heilig! heilig! heilig bist Du Gott der Grüste,
Wir verehren liebend Dich im Schmerz!
Erde mag zurück in Erde stäuben,
Fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus!
Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus!“

Wie unnachahmlich malt sich die Begeisterung für die Natur und die Empfänglichkeit für ihre Segnungen in den Worten:

„Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne,
Ehrst Du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.“

Immer dieselbe bewahrst Du in treuen Händen dem Manne,
Was Dir das gaukelnde Kind, was Dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, unter dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fremden Geschlechter,
Und die Sonne Homer's, siehe! sie lächelt auch uns!"

Und endlich, kann man den Werth der Kunst würdiger schildern,
als Schiller, wenn er sagt:

„Im Fleiß kann Dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest Du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast Du allein!" *)

Und wie seine Ideale, so sind alle seine mit Begeisterung geschriebenen Worte Eigenthum der Nation geworden und leben im Munde des Deutschen Volkes. Für den Armen, dessen Geist zu erlahmen droht unter der Bürde der Leiden, haben die Seinigen ein tröstendes und ermutigendes, — für den Reichen, dessen Herzen Gefahr droht durch den Uebermuth des Glückes, ein warnendes Wort bereit aus dem überreichen, in poetisches Gewand gekleideten Schätze der Erfahrung und Weisheit unseres Dichters. Schiller's Werke begleiten den Deutschen durch's Leben und stärken und erheben ihn in jeder Lage seiner wechselvollen Laufbahn. Ein solcher Dichter mußte bald der Freund seines Volkes werden und Schiller ist es geworden im vollsten, edelsten Sinne des Wortes!

Ein Dichter, dessen Schriften einen so segensreichen Einfluß auf sein Volk ausüben, dessen mustergiltige Schöpfungen Bewunderung und Nachahmung finden und finden werden bei den gebildeten Nationen aller Länder und Zeiten, — ein Dichter, der ebenso groß war auf dem lyrischen und epischen Felde, wie auf dem didaktischen und dramatischen, — ein solcher Dichter muß im Besitze der seltensten, ungewöhnlichsten Geistesgaben gewesen sein. Und das war Schiller. Und neben den glänzendsten geistigen Fähigkeiten besaß er seit seiner frühesten Kindheit einen eben so entschiedenen, als unbezwingbaren inneren Drang zur Dichtkunst.

*) Alle diese Citate blieben bei dem mündlichen Vortrage gleichfalls weg.

Er selbst schreibt an Körner darüber: „Zum Poeten machte mich „das Schicksal und ich könnte mich, auch wenn ich noch so sehr „wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren.“ — Schiller war ein geborener Dichter und ich bin überzeugt, daß sein Genius sich auch unter den ungünstigsten Verhältnissen Bahn gebrochen hätte: ob er zu der schwindelnden Höhe, die er jetzt erreicht hat, auch unter noch erschwerenderen Umständen hinangeflogen wäre, ist eine andere Frage. Jedenfalls ist sein Bildungsgang nicht unabhängig geblieben von dem Einflusse seiner Umgebung, seiner Erziehung, der gegebenen äußeren Verhältnisse im Allgemeinen, und es dürfte jetzt an der Zeit sein, uns kurz diese Verhältnisse, die in mancher Beziehung allerdings günstiger, in anderer dagegen auch noch viel ungünstiger hätten sein können, und dieser Verhältnisse wahrscheinlichen Einfluß auf die geistige Entwicklung Schiller's zu vergegenwärtigen.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde 1759 an demselben Tage, an welchem fast dreihundert Jahre vor ihm der große Reformator Luther das Licht der Welt erblickt hatte, am 10. November, zu Marbach im Württembergischen geboren. „In Deutschland „dürfte sich kaum eine Gegend finden,“ schrieb Ulrich von Hutten schon 1519, „welche schöner wäre, als das Württembergische Land. „Der Boden ist vortrefflich, das Klima mild und gesund, Berge, „Thäler, Wiesen, Quellen und Wälder, Alles höchst angenehm. „Die Feldfrüchte gedeihen ungemein, der Wein ist wie das Land.“

Unseres Schiller Vater war, als er sich im Jahre 1749 mit der ehr- und tugendsamen Jungfrau, Elisabetha Dorothea Rodweiß, verehelichte, Bader zu Marbach. Er war ein Mann von Energie und rastloser Thätigkeit. Als der spärliche Ertrag seines Handwerks zur Ernährung einer Familie nicht mehr ausreichen wollte, trat er während des 7jährigen Krieges 1757 unter das Militair und zog als Fähnrich und Adjutant beim Regimente Prinz Louis mit der österreichischen Armee nach Böhmen. Als hier bei seinem Corps eine Epidemie ausbrach, erhielt der alte Schiller sich nicht nur selbst durch Mäßigkeit und Bewegung gesund, sondern besorgte auch, da es an Wundärzten fehlte, die Kranken; ja er vertrat auch noch die Stelle des Geistlichen beim Gottesdienst, indem er

Gebete vorlas und den Gesang leitete. — Von seinem Vater erbte Friedrich Schiller diesen Drang nach Thätigkeit, diese Vielseitigkeit.

Während der Winterquartiere besuchte der 35jährige Fähnrich, der übrigens schon 1759 zum Lieutenant avancirte, seine einsame, verlassene Gattin, die, von ihm unterstützt, im älterlichen Hause zu Marbach lebte. Lernen wir auch sie kennen. Palleske sagt von ihr in seiner vor Kurzem erschienenen, mit eben so großer Genauigkeit, als Pietät verfaßten Schrift: „Schiller's Leben und Werke:“ „Es gibt Frauen von so ausgesprochener Seelengüte in den Tugenden, von einer so unbedingten Weiblichkeit, daß man sofort auf ihren Werth schwören möchte. Nach allen Zeugnissen gehörte Schiller's Mutter zu dieser Gattung.“ Scharffenstein, ein Jugendfreund unseres Dichters, schildert sie, wie folgt: „sie war ganz das Portrait ihres Sohnes in Statur und Gesichtsbildung, nur daß das liebe Gesicht ganz weiblich milde war. Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt.“ Das Portrait sah nach Streicher's Beschreibung so aus: „diese edle Frau war groß, schlank und wohlgebaut, ihre Haare waren blond, beinahe röthlich, die Augen etwas fränklich. Ihr Gesicht war von Sanftmuth und tiefer Empfindung belebt, ihre Stirn kündigte eine denkende Frau an.“ — Sie gab ihrem Mann im Laufe der Zeit sechs Kinder, von denen zwei bald nach der Geburt starben. Sie war nicht bloß eine zärtliche Gattin und Mutter, sondern, was noch mehr sagen will, eine zärtliche Tochter, die, nachdem Schillers von Marbach fortgezogen waren, weite Fußwanderungen machte, um ihre Aeltern zu besuchen. Friedrich Schiller selbst schreibt über sie in späteren Jahren: „Was hat unsere gute Mutter nicht an unseren Großältern gethan und wie sehr hat sie ein Gleiches an uns verdient!“

Von einer solchen Mutter genährt und erzogen — während der ersten vier Jahre seines Lebens sah der kleine Fritz den im Felde stehenden Vater nur selten und flüchtig —, erzogen in Schwabens freier Natur, in Schwaben, wo, wie Palleske sagt, das Ohr von einer Fülle melodischer Volkslieder umtönt, die Phantastie durch Natur und Heldensagen gestimmt wird und der zehnte Mann ein

geborener Dichter ist, — was Wunder, wenn da auch der elyrische Baum der Dichtung schon in des Kindes zarter Brust feste Wurzeln schlug? — Vergessen wir auch nicht, daß sein Genius an der älteren, ihn grenzenlos liebenden Schwester Christophine die erste Jüngerin hatte. Von ihr stammt auch das reizende Portrait, das uns von unserem Schiller aus seinen Kinderjahren aufbewahrt worden ist und das sie in ihrem Tagebuch mit den Worten gezeichnet hat: „Es war ein rührender Anblick, bei dem patriarchalischen Hausgottesdienst den Ausdruck der Andacht auf seinem lieben „Kindergesicht zu sehn. Die frommen blauen Augen zum Himmel „gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und „die kleinen, mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm das An- „sehen eines Engelköpfchens.“

Schiller's Erscheinung in späteren Jahren machte nicht diesen bezaubernden Eindruck und schwerlich dürfte sich je ein jugendliches Mädchenherz in sein Portrait verliebt haben, wie das bei dem Portrait des bildschönen Theodor Körner zum öfteren vorgekommen sein soll. Schiller war aber auch nicht so unschön, als er nach der Schilderung manches Biographen erscheinen möchte. Andreas Streicher, von dem später noch die Rede sein wird, sah ihn bei der öffentlichen Prüfung in der Akademie im Jahre 1780 und zeichnet den zwanzigjährigen Jüngling wie folgt: „Schiller war bei einer in „Lateinischer Sprache gehaltenen Disputation gegen einen Professor „Opponent, und obwohl ich seinen Namen so wenig, als seine „übrigen Eigenschaften kannte, so machte doch das schnelle Blinzeln „der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während „des Sprechens, besonders aber die schön geformte Nase und der „tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten „Stirn hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf mich.“ Und an seinem Mannesantlitz, das hier ernst und würdevoll auf uns herabschaut, rühmen die Zeitgenossen das geistvolle Feuer in seinem blauen Auge, die gewölbte, freie Stirn, die unbeschreibliche Anmuth aller Züge, wenn die Lippen sich zur Rede öffneten.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu unserem kleinen Fritz zurück.

Im Jahre 1765, als unser Schiller noch nicht sechs Jahre alt war, zog die kleine Familie nach dem Württembergischen Grenzflöcken Lorch. Johannes Scherr, in seinem zur Säcularfeier erschienenen, umfassenden und mit schöner Begeisterung geschriebenen Werke: „Schiller und seine Zeit“, charakterisirt dies Dörfchen, wie folgt: „Es ist ein zugleich heimelig und romantisch gelegener Ort, dieses Lorch, und mit seiner Natur, seinen sagenhaften Ueberlieferungen und geschichtlichen Erinnerungen wohl geeignet, in jungen begabten Menschen dichterische Stimmungen zu erregen.“

Hier in Lorch erhielt Fritz den ersten regelmäßigen Unterricht von dem würdigen Pfarrer des Ortes, Magister Philipp Ulrich Moser, dessen Namen er später in den Räubern verherrlichte. Auch er gedachte, einmal ein solcher „Moser“ zu werden, und die Aeltern hörten das gern, denn die Gottesgelahrtheit stellte damals am sichersten eine sorgenfreie Zukunft in Aussicht. Der Gedanke an das Studiren hinderte den lebhaften Knaben aber nicht, an schönen Tagen die Schule zu schwenzen und den Aufenthalt in der schönen Natur dem in den dumpfen Schulmauern vorzuziehen.

Die seligen Tage in Lorch's irdischem Paradiese waren bald vorüber. Schon im nächsten Jahre wurde Schiller's Vater nach Ludwigsburg versetzt, der damaligen Residenz des Herzogs von Württemberg. Hier wurde Fritz Zögling der lateinischen Schule, deren drei Classen er durchmachen und von wo er, wie alle, welche Theologie studiren wollten, nach beendigtem Cursus in die theologische Klosterschule treten sollte. Die seltensten Fähigkeiten entwickelte er hier, den seltensten Fleiß legte er an den Tag, das bezeugen alle von ihm glänzend bestandenen jährlichen Prüfungen, die sogenannten „Landexamina“, — aber seine Liebe zur Theologie fand hier, bei den damaligen kirchlichen Zuständen Württembergs, eben keine Nahrung, und so war es ihm vielleicht nicht ganz unlieb, daß, als er Ende 1772 mit dem Zeugniß der Reise aus der lateinischen Schule entlassen ward, sein Landesherr ein Machtwort sprach und ihn gegen den Wunsch der Aeltern, die nur einwilligten, weil sie, abhängig von ihrem Herzoge, einwilligen mußten, zum Zögling der, 1770 auf der Solitude unter dem Namen: „militairisches

Waisenhauſ“ neugegründeten, Erziehungsanſtalt für Söhne armer Eltern machte. —

In das letzte Jahr des Aufenthalts unſeres Schiller auf der lateiniſchen Schule fällt ſeine Confirmation und in die Zeit ſeiner Confirmation ſein erſtes lyriſches Gedicht. Er ſchrieb es am Vorabende der Einſegnung und zeigte es der Mutter, die ſichtlich darüber erfreut war; der Vater aber, der Tages darauf das erſte Deutſche*) Gedicht ſeines Sohnes zu Geſichte bekam, fragte ihn lächelnd: „Biſt Du nährriſch geworden, Friß?“

Am 17. Januar 1773 betrat Friedrich Schiller die neugegründete, in eben dieſem Jahre zur „Militair-Akademie“ umgetaufte Anſtalt; er betrat ſie, wie uns die Annalen berichten, „mit einem blauen „Röcklein nebst Camiſol ohne Aermel, fünfzehn lateiniſchen Büchern „und einer Baarſchaft von 43 Kreuzern,“ etwa 40 Kopelen.

Schiller trat 1773 in die Akademie auf Befehl des Herzogs ein, um Jura zu ſtudiren; 1775 verlegte der Herzog die Anſtalt von der Solitude nach Stuttgart, vergrößerte ſie durch Gründung einer mediciniſchen Facultät und — Schiller wurde Mediciner. Uns darf dies Schwanfen in der Wahl des Brotſtudiums nicht an Schiller irre machen: der Grund davon lag einfach darin, daß er mit der Schöpfung des erſten Gedichtes ſeinen eigentlichen Beruf erkannt hatte. Der Quell der poetiſchen Begeiſterung, nachdem er einmal zum Durchbruch gekommen war, ſtrömte jetzt unaufhaltſam hervor. In paradieſiſchem Lichte erglänzte ihm die vom Zauber der Poeſie geſchmückte Zukunft, — ſein Auge ſah den Himmel offen, — die Dichtkunſt beherrſchte ihn mit allmächtiger Gewalt, ihr Lorbeerkranz war der göttliche Preis, den er erkämpfen mußte, und ſollte es ihn alle irdiſchen Güter, ſollte es ihn das Leben koſten: — alles Andere war jetzt Nebensache. —

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die jeden geiſtigen Aufſchwung hemmende Diſciplin in der Akademie eben nur dazu beitrug, daß Schiller, dem der Aufenthalt in der Akademie in keiner Beziehung genügen konnte, ſich daran gewöhnte, in ſeiner Ideenwelt zu leben.

*) Lateiniſche hatte er bereits in der Lateiniſchen Schule auf Befehl des Lehrers machen müſſen.

Die erste Deutsche Dichtung, die Schiller in die Hände fiel, war Klopstock's Messias. Schiller las ihn mit Begeisterung, er verstand seine Schönheiten, fühlte sich zu Bewunderung und Nachahmung hingerissen und — schuf sein erstes episches Gedicht: „Moses“, das aber bald, Schiller's strengen Anforderungen nicht genügend, den Feuertod sterben mußte.

Neben Klopstock, den er hoch verehrte und dessen Oden er förmlich studirte, las Schiller gern die Gedichte des um diese Zeit blühenden Göttinger Dichterbundes, und von den Mitgliedern desselben hat namentlich Bürger keinen geringen Einfluß auf seine Lyrik geübt. Mit Entsetzen und Staunen erfüllte ihn dann Gerstenbergs „Ugolino“ und der furchtbar schöne Genuß dieses in Meisterform gehüllten dämonischen Stoffes gab die Veranlassung zu Schillers erstem Trauerspiel: „die Christen.“ — Aber auch „die Christen“ mußten bald das Schicksal seines „Moses“ theilen.

Ein Zufall machte Schiller mit Shakespeare's „Othello“ bekannt. Er bewunderte die gewaltige, jedes Zwanges spottende Kraft der Gefühle und der Sprache in den Werken des Britischen Riesengeistes, — er studirte seine Werke eifrig, aber dennoch sagten ihm, wie dem damaligen Geschmack überhaupt, jetzt noch mehr zu die aus subjectiver Anschauung hervorgegangenen, die Schönheit der Natur verherrlichenden Dichtungen eines Klopstock, Kleist, Uz, Haller, und er selbst dichtete fast ausschließlich in diesem Genre.

Bald nachher gaben die für ein jugendliches Gemüth so verführerischen Schriften des fanatischen Jean Jacques Rousseau seinem Geiste eine andere Richtung; Schubarts Freiheitslieder und seine schmachvolle Einkerkelung auf den Hohenasperg machten ihn irre an den bestehenden Einrichtungen der civilisirten Staaten und an seinem bisher väterlich verehrten Herzoge. Es kreifte in seinem Gehirne, aber seine fiebernde Phantasie konnte nicht gebären. Ein unbestimmtes Ziel schwebte seinem vorzugsweise auf das Erhabene gerichteten Sinne vor, aber er sah den Weg nicht, auf dem er es erreichen konnte. Er hatte sich in lyrischen, epischen und didaktischen Gedichten versucht, aber diese Form genügte ihm nicht mehr und seine Muse ruhte. — Goethe's Werther erschien und schlug neue Saiten in seinem Herzen an. Er las von dem Selbstmorde eines

Studenten und warf ein Gedicht hin: „Der Student von Nassau.“ Es wurde ebenso rasch vernichtet, als es entstanden war.

Da schrieb Leisewitz seinen „Julius von Tarent.“ Die in diesem Trauerspiele athmende Kühnheit der Leidenschaft fesselte Schiller mit unwiderstehlicher Gewalt. Er kannte es bald beinahe wörtlich auswendig und schrieb ein dem Sujet nach ähnliches Stück: „Julian von Medici.“ Doch als es fertig war, befriedigten ihn weder Stoff noch Form und er zerriss es. Wie Viele können von dem Meister lernen, der immer wieder vernichtet und immer wieder neu schafft, bis endlich die gelungene, des Meisters würdige Schöpfung dasteht!

In dem ersten Stücke von Haug's Schwäbischem Magazin, Jahrgang 1775, findet sich eine Erzählung, deren Inhalt in den Grundzügen genau dem von Schiller unter dem Titel „Die Räuber“ dramatisirten Stoffe entspricht. Diese Erzählung schließt mit den Worten: „Wann wird einmal der Philosoph auftreten, der sich in „die Tiefen des menschlichen Herzens hinabläßt, jeder Handlung bis „zur Empfängniß nachspürt, jeden Winkelzug bemerkt und alsdann „eine Geschichte des menschlichen Herzens schreibt, worin er das „trügerische Incarnat vom Antlitz des Heuchlers wegwischt und „gegen ihn die Rechte des offenen Herzens behauptet?“

Das war eine Mahnung, die nicht ungehört verhallen konnte in Schiller's Dichterbrust. Er schrieb seine „Räuber.“ Dies Riesenwerk voll ungebändigter Kraft, welches, trotz manchen Verstößen gegen die künstlerische Form, ein Aufsehen machte in der Welt, wie keins vor ihm und keins nach ihm, dies Riesenwerk endlich genügte auch ihm. Jetzt hatte Schiller seinen eigentlichen Wirkungskreis erkannt, jetzt war er auf dem Wege, den sein Genius wandeln sollte zur Unsterblichkeit, jetzt war er sich bewußt der hohen Aufgabe, die ihm gestellt war: das Drama, diese vollendetste, aber auch schwierigste Form der Dichtung, diese höchste Blüthe der Poesie, zu pflegen, das Deutsche Drama auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu heben. Und nachdem Schiller Das als seine Aufgabe erkannt, hat er diese Aufgabe verfolgt mit rastlosem Fleiße, mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften — und hat sie erfüllt.

Wir haben in dem Vorhergehenden Schiller's Entwicklung verfolgt bis zu dem Zeitpuncte, wo er, seines hohen Berufes sich bewußt, für das Wirken auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung, dem er denn auch von jetzt an seine segensreichste Thätigkeit, seine besten Kräfte unausgesetzt gewidmet hat, sich entschied. Freilich ist damit seine Entwicklungsgeschichte keinesweges abgeschlossen. Schiller hat rastlos fortgebildet an sich selbst und jedes seiner späteren Werke zeugt von Fortschritten, die er gemacht, von einer höhern Stufe der Vollkommenheit, die er einnimmt. Aber wir können bei der uns spärlich zugemessenen Zeit diesen Gang seiner Entwicklung nicht weiter verfolgen. Nur so viel sei noch bemerkt, daß ihn in den nächsten Jahren das Studium der Aesthetik eifrig beschäftigte, daß er noch im Anfange der neunziger Jahre Kant's „System der Philosophie“ in sich aufnahm und es mit dem Feuer des Jünglings zur Grundlage selbständiger Forschungen machte, — ja Wilhelm v. Humboldt schildert in seiner Einleitung zu dem „Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt“ den Zeitraum von 1793 bis 97 als den bedeutendsten in der geistigen Entwicklung Schiller's! — Lernen und Schaffen waren die Factoren der Thätigkeit des großen Mannes sein ganzes Leben hindurch, und er hat sie ihr Recht geltend machen lassen trotz seiner die Freiheit des Geistes wesentlich beeinträchtigenden Kränklichkeit, trotz der Hindernisse, die der Kampf mit seiner bedrängten Lage dem geistigen Aufschwunge immer wieder auf's Neue in den Weg warf.

Daß ihm das aber überhaupt möglich war, daß Schiller's Geist nicht noch früher dem Uebermaße der Sorgen um seine irdische Existenz erlag, das verdankt er, das verdankt die Deutsche Nation der Fürsorge edler Menschen, welche freudig und rücksichtsvoll die durch Schiller's Schriftstellerei zu seinem kärglichen Jahresgehalte erworbene Summe dahin ergänzten, daß sie ausreichte zur Befriedigung der Bedürfnisse des Lebens. Wenn in den ersten Jahren seines Dichterlebens die Mutter ihr Erspartes gern mit dem darbedenden Sohne theilte, — wenn seit seiner Verheirathung die vermögende Schwiegermutter freudig alle Jahre eine nicht unwesentliche Unterstützung für die Haushaltung hergab, so liegt Das, so dankenswerth es ist, in der Natur der Sache und kommt täglich vor: den

Seinigen steht Jeder nach Kräften bei in der Noth und rechnet sich es nicht zum Verdienste. Schiller hat aber außer ihnen Freunde gehabt, die nicht zu den täglichen gehören, deren Treue und Hingebung nicht scheiterte an der gefährlichen Klippe der Freundschaft: thätige Hilfe in der Noth; Schiller konnte aus eigener Erfahrung sprechen:

„Du, die Du alle Bunden heilest,
Der Freundschaft milde, zarte Hand. —
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe such' und fand!“

Und bei einem feiernden Rückblicke auf das Leben des großen Dichters geziemt es, dankend und preisend auch Derer zu gedenken, die stets mit der zartesten Schonung, oft mit großen Opfern seine Sorgen gelindert, — es geziemt sich um so gewisser, als, was sie gethan, nur Wenigen in seiner ganzen Größe bekannt ist und oft unterschätzt wird.

Unter den guten Engeln Schiller's steht obenan ein junger Musiker, Andreas Streicher, geboren 1761 zu Stuttgart. Er schwärmte für die „Räuber“, ließ sich 1781 den Verfasser vorstellen und erkannte in ihm mit freudiger Ueberraschung den Jüngling wieder, dessen oben mitgetheiltes Portrait er vor anderthalb Jahren mit so viel Liebe gezeichnet hatte. Streicher wurde mit Schiller innig befreundet, blieb es sein ganzes Leben hindurch und hat während desselben die schönsten, oft rührende Beweise seiner Freundschaft gegeben. Er betheiligte sich am wirksamsten an den Vorbereitungen zu Schiller's Flucht, obgleich er sich wohl sagte, daß eine Entdeckung derselben für ihn die nachtheiligsten Folgen haben mußte, — er allein begleitete Schiller und war mit ihm in Mannheim, Frankfurt und Oggersheim, — ja als Schiller von Allen verlassen, von Allem entblößt war, da setzte Streicher seine letzten Gulden an die Rettung seines Freundes. Streicher war nicht reich, — er hatte nur ein kleines Capital, das er an seine Ausbildung wenden, mit dessen Hilfe er in Hamburg oder Wien dem Studium seiner Kunst leben wollte. Dies Capital ging drauf, — seine Pläne waren vereitelt, sein Lebensweg erschwert. Aber freudig opferte er seinem Schiller seine Zukunft. — Schiller hat das nie

vergessen, Streicher's Bild stets mit warmer Liebe im Herzen getragen, — aber gut machen konnte er nie. Gutgemacht hat das Schicksal, das Streicher, der im Jahre 1833 als Pianofortefabrikant zu Wien starb, stets in behaglichen Verhältnissen hat leben lassen, — gutmachen soll die Nachwelt, indem sie mit Anerkennung und Dank für seine aufopfernde Freundschaft gegen Schiller sein Andenken stets treu im Gedächtniß bewahrt.

Der zweite wohlthätige Genius in diesem seltenen Bunde war Frau Henriette von Wolzogen. Auch sie hat mit Hintansetzung ihres eigenen Wohls großherzig für Schiller gesorgt. Besitzerin des Rittergutes Bauerbach bei Meiningen, lebte sie damals am Herzoglich Württembergischen Hofe in abhängigen Verhältnissen und zwei ihrer Söhne waren Jöglinge der Akademie des Herzogs, dessen Gunst sie darum nicht verscherzen durfte. Dennoch hinderte sie diese Rücksicht keinen Augenblick, dem obdachlosen Haupte unseres, dem Herzoge jetzt mißliebigen Schiller's, eine Zuflucht auf ihrem Gute Bauerbach zu gewähren, dem Flüchtigen selbst auf die Gefahr der fürstlichen Ungnade ein Asyl zu bieten, in dem er, frei von den Sorgen des täglichen Lebens, nur seinem Berufe, seiner Muse leben konnte. — Welch' starke That für ein schwaches Weib: Segen ihrem Andenken!

Der dritte Freund in der Noth war Christian Gottfried Körner, gestorben als Geh. Oberregierungsath 1831 zu Berlin, Vater des leider zu früh dahingegangenen begeisterten Freiheitskämpfers Theodor Körner. Durch Schiller's „Räuber“ mit enthusiastischer Verehrung für den Genius des großen Dichters erfüllt, suchte er Schiller's Bekanntschaft, und hat, nachdem er ihm befreundet geworden, seinem Fritz ununterbrochen die reichsten Beweise einer wahren, uneigennütigen Freundschaft gegeben. Selbst in günstigen Verhältnissen lebend, ist er es, den wir Schiller's ganzes Leben hindurch thätig helfend am erfolgreichsten in die ärmlichen Verhältnisse unseres Dichters hineingreifen sehen. — Bewunderungswürdig ist die Zartheit, mit der Körner, als er zum ersten Male den Freund in Geldverlegenheit sieht, ihm das Anerbieten seiner Hilfe macht. Fast flehentlich bittend schreibt er: „wenigstens ein Jahr laß mir die Freude, Dich „aus der Nothwendigkeit des Brotverdienens zu setzen.“ — Mit

inniger Rührung ersehen wir aus einem späteren Briefe, wie Körner, an den Schiller Geld schickt, um einen ihn lange quälenden, bedeutenden Wechsel einzulösen, diesen Wechsel schon längst in Händen hat, sich die Freude einer guten That nicht will trüben lassen und den Freund bittet, mit dem dazu bestimmten Gelde dringendere Posten zu bezahlen. — So sehen wir Körner mit dem Auge der Freundschaft Schiller's ganzes Leben überwachen, — helfend einschreiten unaufgefordert, wenn Hilfe nöthig, — und wenn irgend Einem, so hat Schiller seinem Körner wesentliche Erleichterung seiner Sorgen zu danken gehabt: — vergelt's ihm Gott!

Neben diesem Dreigestirn an Schiller's nächtigem Leidenshimmel habe ich noch drei Männer zu nennen, die für Das, was sie an ihm gethan, den Dank der Nachwelt verdienen.

Im December 1784, wo er Körner noch nicht kannte, war Schiller in der Noth der Verzweiflung. Er hatte in Stuttgart noch eine alte Schuld von 200 Gulden, für die sich, als er flüchtete, ein Freund verbürgte. Schiller hatte immer noch nicht zahlen können und die Schuld war durch fortwährendes Aufschieben bis auf gegen 300 Gulden angewachsen. Jetzt wollte der Gläubiger nicht länger warten und Schiller's Bürge mußte selbst flüchtig werden. Er kam nach Mannheim, Schiller's damaligem Aufenthaltsorte, und wurde hier gefänglich eingezogen. Schiller's Lage war schrecklich — rathlos irrte er umher. Da kam Hilfe von einem Manne, von dem man sie am wenigsten erwartete, von einem Manne, den Schiller gar nicht kannte. Ein armer Baumeister, Andreas Hölzel, der Hauswirth Streicher's, der damals gleichfalls in Mannheim lebte, theilte seines Miethsmannes Verehrung für Schiller und schaffte, als er die Noth dieses erfuhr, kein Opfer scheuend, die nöthige Summe herbei. In armer Hütte — welch reiches Herz! — Nach fünfzehn Jahren litt der alte Hölzel selbst Mangel: wie freute sich da Schiller, helfend vergelten zu können — wie gern half er! —

Neben dem armen Handwerker stehen zu ihrem ewigem Ruhme in der ersten Reihe der Wohlthäter unseres Schiller ein Fürst und ein Minister. Der Herzog Christian Friedrich von Augustenburg zu Kopenhagen erfuhr im December 1791 von dem damaligen

Dänischen Minister Grafen Schimmelmann Näheres über die traurige Lage unseres Dichters, der, eben von einer schweren Krankheit genesen, den Gedanken an eine von den Aerzten für den nächsten Frühling ihm empfohlene Erholungsreise aufgeben mußte, weil ihm die Mittel dazu fehlten. Warme Verehrer Schiller's, sandten Beide vereint, rasch entschlossen, dem Dichter augenblicklich tausend Thaler und baten ihn, diese Summe als Geschenk anzunehmen und ihnen zu erlauben, auch für die beiden nächsten Jahre jährlich ein gleich großes Geschenk folgen zu lassen! — Wahrlich ein fürstliches, Deutscher Männer würdiges Geschenk, dessen Werth durch den liebevollen, herzlichen Brief, von dem es begleitet war, noch erhöht wurde. — Die Engherzigkeit der Dänischen Nation hat es beiden Männern nie vergeben können, daß sie einem Deutschen eine so bedeutende Unterstützung zukommen ließen, ja die Kopenhagener Zeitung „Fädrelandet“ schämt sich nicht, noch in einer ihrer neuesten Nummern dem Dänischen Minister Schimmelmann, der ja am Ende selbst ein Deutscher war, Vorwürfe deshalb zu machen! — Mögen sie! wir und Millionen mit uns segnen das Andenken dieser unsere volle Hochachtung verdienenden Männer, wie wir das Andenken Aller segnen, die ihm auf seinem Lebenswege mit Rath und That, mit Trost und Hilfe zur Seite standen, die ihm seine trüben Tage erheiterten, die ihn liebten und pflegten bis an seinen frühen Tod.

Doch genug und übergenug in der heutigen Feierstunde von Drangsal und Tod! Das heutige Fest gilt dem hehren Tage seiner Geburt. Freuen sollen wir uns der Segnungen, die Deutschland, die der ganzen Welt geworden sind dadurch, daß er ward, — nicht klagen über sein Erdenleiden, über seinen Verlust! Angenommen, meine Zuhörer! die Parzen hätten des Dichters Lebensfaden weiter und weiter gesponnen bis auf die neueste Zeit, — angenommen, ein göttiger Gott hätte die Tage seiner irdischen Laufbahn verlängert und Schiller selbst wandelte heute noch unter den Lebenden, — wie würde er wohl selbst die Feier des Tages begangen haben? — ich sollte meinen, er würde, nachdem er in innigem Gebete zum Allvater neue Lebenskraft und neuen Lebensmuth gesammelt, mit seinem dankbar frommen Gemüthe sich die von ihm erlebten Freudentage in's Gedächtniß zurückgerufen und diese Weihe-

stunden seines Daseins zur Feier des Tages in freudiger Erinnerung noch ein Mal durchlebt haben. — Schließen denn auch wir unsere Betrachtung über unsern großen Dichter damit, daß wir die wenigen durch den Sonnenstrahl des Glücks und der Freude erhellten Tage seines Lebens vor unserem geistigen Auge vorübergehen lassen. —

Wäre Schiller überhaupt je dazu gekommen, Reminiscenzen aus seinem Leben niederzuschreiben, so stünde wohl unter den von ihm verzeichneten Festtagen oben an der Sonntag aus seiner frühesten Kindheit, an dem ihm zum ersten Male seine Muse erschien. Er hatte, als er in Ludwigsburg die Lateinische Schule besuchte, mit seinem Kameraden Gottlieb Elwert aus Kannstadt, in der Kirche den Katechismus zu sprechen. Der strenge Lehrer drohte, sie durchzupeitschen, wenn sie nur ein einziges Wort verfehlen würden. Mit zitternder Stimme fangen die Knaben an, sie bringen ihre Aufgabe ohne Anstoß heraus. Jetzt gab es statt der Schläge Belohnung: jeder erhält zwei Kreuzer, etwa zwei Kopfen. Die kleinen Krösusse wissen nicht, wohin mit dem vielen Gelde. Da hat Fritz einen großen Gedanken: wir essen kalte Milch im Hartenecker Schlößchen. Aber ach! in Harteneck war für ihren Reichtum nicht ein Mal ein kleiner Käse, geschweige denn ein Milchgericht zu haben. Niedergeschlagen wandern sie nach Neckarweihingen, und, o Freude! hier bekommen sie für drei Kreuzer eine vortreffliche Milch! der vierte verschaffte ihnen noch einen Nachtsch von Johannisbeeren. Voll Jubel über solch schwelgerisches Mahl ziehn sie von dannen, Schiller in dithyrambischer Begeisterung. Sie steigen auf einen Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen übersehen kann und der zehnjährige Schiller ertheilt in wahrhaft dichterischem Schwunge dem hartherzigen Harteneck seinen Fluch, dem gastlichen Neckarweihingen seinen Segen! —

Den zweiten Festtag erlebte Schiller in der Akademie. Er hatte von hier aus seine „Räuber“ zur Beurtheilung an Wieland geschickt und dieser damals schon berühmte Mann antwortete auf das Schmeichelhafteste und schrieb unter Anderem, Schiller hätte mit den „Räubern“ nicht anfangen, sondern endigen sollen! Schiller war übergücklich.

Am 13. Januar 1782 reiste er heimlich von Stuttgart nach Mannheim, um hier der ersten Aufführung seiner „Räuber“ beizuwohnen. Welche Feierstunden wurden das für den jungen, anspruchslosen Dichter! Der Erfolg übertraf die überspanntesten Erwartungen. Alles drängte sich glückwünschend zu dem gefeierten Schöpfer der „Räuber“, und als er Abends in der Gesellschaft aller Schauspieler speiste, wollten die Huldigungen, mit denen man den ruhmgekrönten Dichter überschüttete, kein Ende nehmen.

Ein Fest ähnlicher und doch wieder anderer, noch schönerer Art feierte Schiller 1784 in Mannheim. In der ersten Woche des Juni erhielt er hier ein Packet aus Leipzig. Darin war eine kostbare Briestafche mit kunstvoller Stickerei: eine musikalische Composition von Amalien's Arie aus den „Räubern“ und vier Portraits von zwei Damen und zwei Herren, mit Silberstift auf Pergament gezeichnet. Enthusiastische Briefe begleiteten die Sendung. Der eine der Herren schrieb: „Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer „mehr zur feilen Sclavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, „was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Theil der „Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt „in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, „und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen „Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, „ihn in seinen Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa „der Zweifel müde machte, ob seine Zeitgenossen werth wären, „daß er für sie arbeitete. Dies ist die Veranlassung, daß ich mich „mit drei Personen, die insgesammt werth sind, Ihre Werke zu „lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen.“

Der Mann, der dies schrieb, war Christian Gottfried Körner, in späteren Jahren Schiller's wärmster Freund, — die andern Personen Körner's damalige Braut Minna, deren Schwester Dora und Ludwig Ferdinand Huber. Die Zeichnungen waren von Dora, die Briestafche von Minna gefertigt.

Schiller war überrascht, erfreut, gehoben. Er richtete sich auf

mit verklärtem Antlitz. Nicht seiner persönlichen Bekanntschaft, nicht der technischen Vollendung seiner Kunst — nur ihrem freien und großen Sinn verdankte er diesen Zuzug, der ihm den Tag zu einem wahrhaften Festtage machte.

Am 26. Mai 1789 sollte Schiller, der unterdeß Prof. extraord. in Jena geworden war, zum ersten Male das Katheder besteigen. Palleseke erzählt: „Schiller hatte aus Bescheidenheit ein mittelgroßes Auditorium gewählt, das 80 bis 100 Menschen fassen konnte, und um 6 Uhr sollte er anfangen zu lesen. Er wartete bei seinem Freunde Reinhold die Zeit ab. Aber schon um halb 6 hieß es, das Auditorium sei voll. Und noch sah Schiller, mit klopfendem Herzen am Fenster stehend, die Studenten Trupp auf Trupp die Straße heraufkommen. Das wollte gar kein Ende nehmen. Die Menge wuchs noch immer, schon war Borsaal, Flur und Treppe vollgedrängt, ganze Haufen gingen wieder zurück. Jetzt — Ade Bescheidenheit! Schiller mußte das größte Auditorium wählen, das in Jena aufzutreiben war. Es lag in einem andern Theile der Stadt und den Studenten wurde ein Umzug vorgeschlagen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus, in hellem Zuge, die Johannisstraße hinunter. Die Bürger dachten, es brenne. Die Schloßwache kam in Alarm. Was ist denn? Was giebt's denn? schrie es überall. „Schiller wird lesen.“ Nach einer Weile ging Schiller, von Reinhold begleitet, dem Strome nach. Es war ihm, als ob er Spießruthen lief. Als er ankam, war das Auditorium, das 400 Menschen faßte, voll, der Borsaal voll, der Flur voll, bis an die Hinterthür. Man saß, man stand auf den Bänken. Ein lautes Pochen, das Zeichen des Beifalls, empfing ihn. Der Anblick der Menge gab ihm wunderbare Kraft. Er las und las mit einer Sicherheit und Stärke, daß man jedes Wort an der Thür hören konnte. Sein Vortrag machte Eindruck. Am Abend geschah, was bei einem neuen Professor ohne Beispiel war. Eine Nacht mußte mit den dazu gehörigen Vivats aus den kräftigen Kehlen der Musesöhne bezeugt, daß Körner Recht hatte, zu behaupten, die Universität habe schon an dem Namen Schiller mehr gewonnen, als Schiller an der Universität Jena.“ — Der 26. Mai blieb ihm stets unvergeßlich. —

In den Winter von 1788 auf 89 fällt Schiller's schöne, an den reinsten Freuden reiche Liebeszeit. Er hatte auf einer Reise in Rudolstadt seine nachherige Gattin, Charlotte v. Lengefeldt, kennen gelernt und correspondirte fleißig mit ihr. Jeder Tag, der ihm ein Schreiben seiner Lotte brachte, ward ihm ein Festtag. Es war Schiller's freudenreichste Zeit. Am 22. Februar 1790 verband das glückliche Paar des Priesters Segen in dem Kirchlein zu Wenigenjena, einem dicht bei Jena gelegenen Dorfe. Fünfzehn Jahre hindurch genoß Schiller den Segen einer selten glücklichen Ehe. Am 14. September 1793 lernte er zum ersten Male das selige Gefühl der Vaterfreude kennen. Im Laufe der Jahre wurden ihm noch drei Kinder geboren. Von allen ist gegenwärtig nur noch die jüngste Tochter Emilie, vermählt an den Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, am Leben.

Am 13. December 1791 empfing Schiller, eben Reconvalescent von einer schweren Krankheit, den obenerwähnten Schimmelmann'schen Brief, der ihm, wie durch die Einlage, so auch durch seinen ehrenden Inhalt unbeschreiblich große Freude bereitete. In dem Briefe hieß es: „Zwei Freunde, durch Weltbürgerstinn mit einander „verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide „sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide „bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer „Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken stem- „peln konnte.“ Mit zartester Schonung folgt nun das Anerbieten des wahrhaft fürstlichen Geschenke. —

Diesem Festtage, der wesentlichen Einfluß auf des Dichters Genesung hatte, folgten bald andere. 1792 sah Schiller nach zehnjähriger Trennung seine gute Mutter wieder, die endlich ihrer heißen Sehnsucht nicht länger widerstehen konnte und den theuren Sohn in Mannheim besuchte. Herrliche Tage verlebte dieser. Bald nachdem die Mutter ihn verlassen, konnte er, durch das Geschenk aus Kopenhagen für seine Verhältnisse reich geworden, im Herbst 1792 eine Reise in die Heimath machen, wie er im Frühlinge dieses Jahres schon die theuern Körners in Dresden besucht hatte. Alle diese Tage — damals der Umgang mit den Freunden, jetzt das Zusammenleben mit dem alten glücklichen Vater — waren wahr-

haste Feste, deren Hochgenuß unseren Schiller neu belebte und verjüngte.

Schiller blieb längere Zeit in Stuttgart. Während seines Aufenthaltes daselbst besuchte er im Jahre 1793, als vierunddreißigjähriger Mann, die Akademie, deren Mitglied er acht Jahre lang gewesen war. Ein damaliger Karlsruhschüler, der nachherige Neußische Landesdirector Mayer, erzählt über diesen Besuch: „Ich war Zeuge „von dem Enthusiasmus, mit dem Schiller im großen Speisesaal „von den 400 Zöglingen begrüßt wurde. Vor jeder, 50 Gedecke „fassenden Tafel unter Begleitung des Intendanten der Akademie „und seiner Offiziere anhaltend, empfing er mit Huld und sichtbarer „Rührung unser lautes klingendes Hoch!“ —

Auch das war ein Festtag seltener Art für Schiller; ein noch schönerer wurde ihm in Leipzig, wo er am 17. September 1801 der ersten Aufführung seiner „Jungfrau“ auf der dortigen Bühne beiwohnte. Johannes Scherr erzählt darüber: „Die gelun- „gene Aufführung der „Jungfrau“ bot dem Publicum einen will- „kommenen Anlaß, seine Gefühle für den zufällig anwesenden Dichter „zu manifestiren. Schiller feierte einen wahren Triumph. Dem „heißen Abende zum Troß war das Theater zum Erdrücken voll „und die Aufmerksamkeit auf die Tragödie liebevoll gespannt. Als „nach dem ersten Act der Vorhang niederging, brachen die Zuschauer „wie mit einem Munde in ein huldigendes: „Es lebe Friedrich „Schiller!“ aus und Trompeten und Pauken verstärkten den jubeln- „den Zuruf. Den Dichter hielt seine Bescheidenheit im Hintergrund „seiner Loge zurück und nur Wenige wurden seiner dankenden Ver- „beugung gewahr. Aber man wollte den Liebling der Nation sehen. „Als das Stück unter allgemeiner Begeisterung zu Ende gegangen, „war der Platz vor dem Schauspielhause bis hinab zum Mannstädter „Thore dicht mit Männern und Frauen angefüllt. Als Schiller „heraustrat, war schnell eine Hecke gebildet und alle Häupter ent- „blößten sich. So schritt er durch die Reihen seiner Verehrer, die „ihn mit ehrerbietigem Schweigen begrüßten, während Aeltern ihre „Kinder in die Höhe hoben und ihnen zuflüsterten: „Seht, die- „ser ist es!“

Den letzten Triumph als Dichter feierte der große Mann während

seines dreiwöchentlichen Aufenthalts in Berlin, wohin er im April 1804 mit seinen beiden ältesten Kindern gereist war. Iffland, damals Director der Berliner Bühne, führte ihm zu Ehren Maria Stuart, die Braut von Messina und Wallenstein auf. Der Dichter wurde überall mit ungetheilter Bewunderung, voller Anerkennung und herzlicher Theilnahme aufgenommen, — der Enthusiasmus suchte seinen Anblick auf der Straße und im Theater.

Das, meine geehrten Zuhörer! sind so ziemlich die einzigen wahren Festtage in Schiller's Leben. Zwar erfreuten ihn auch die mancherlei öffentlichen Auszeichnungen, die ihm im Laufe der Zeit zu Theil wurden. So ward er zu Ende des Jahres 1784 Sachsen-Weimarischer Rath, Ende 1789 Sachsen-Meiningenscher Hofrath; 1792 machte ihn die neue französische Republik zu ihrem Ehrenbürger, das Diplom kam aber, da es au citoyen Gille, publiciste allemand, adressirt war, erst 1798 durch Campe's Vermittelung in seine Hände; 1802 erhob ihn der Kaiser Franz II. in des heiligen Römischen Reichs Adelstand; im Herbst 1803 schenkte ihm der Schwedenkönig Gustav IV. einen Brillantring für seinen dreißigjährigen Krieg und bald darauf die Kaiserin Katharina von Rußland ihm einen anderen für seinen „Don Carlos.“ Aber alle diese Auszeichnungen hatten nur als Beweise der allgemeinen Anerkennung Werth für ihn, — bei seinem ernstern, nur auf's Höhere gerichteten Sinn hat er die Tage, an welchen sie ihm zu Theil wurden, nie unter die Zahl seiner wahren Feste aufgenommen.

Schiller's eigentliche Freudentage waren somit gezählt und er hat außer den genannten kaum einen hienieden gehabt. Wenn es aber unsern Dahingeshiedenen vergönnt ist, aus dem Jenseits ihre Blicke auf dies Erdenrund zu richten, dann feiert Schiller heute droben Augenblicke der reinsten seligsten Freude. Sein schönster Gedanke war ja immer der, sich von Gleichgesinnten verstanden und geehrt zu sehen, und in einem 1784 an Frau von Wolzogen gerichteten Briefe finden wir folgende Worte von seiner Hand: „Wenn ich mir denke, daß man, ob auch mein Staub längst verwest ist, mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Liebe zollt — dann freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit meinem oft harten Verhängniß!“ — Und

Thränen sind ihm geflossen, Liebe und Bewunderung ist ihm gezollt worden im reichsten Maaße, — sein Gedächtniß wird heute geehrt in allen Theilen der Erde durch eine Feier, die ohne Beispiel dasteht in der Geschichte! — In Berlin legt man in diesem Augenblicke den Grundstein zu einer des großen Dichters würdigen Schillerstatue, in Deutschland aller Orten, in England, Frankreich und Italien, in Holland und Belgien, in Rußland, Polen und Schweden, in der Türkei und in Amerika begehrt man heute in dankbarer Verehrung die Säcularfeier seiner Geburt mit einem Glanze, der sonst nur zur Geltung kommt bei den Festen der Großen der Erde. — Und nicht nur heute, schon viele Decennien hindurch, schlägt bei Schiller's Namen das Herz des Deutschen lauter und höher, schon viele Decennien hindurch sind seine Werke nicht nur uns, sondern, in fast alle Sprachen übersetzt, allen gebildeten Nationen der Gegenstand der Bewunderung, die Quelle der Begeisterung. Wie aber die Erfolge seines Strebens, die Ehren, die ihm geweiht, die Huldigungen, die ihm dargebracht werden, uns erfüllen sollen mit dem stolzen Bewußtsein, daß die Macht des Geistes denn doch noch Größeres vermag, als die der Geburt und des Reichthums, so sollen auch die Früchte des Geistes, Schiller's unsterbliche Werke, uns in alle Zeiten begeistern für das Rechte und Gute, für das Wahre und Schöne, uns begeistern, würdig zu sein unseres großen Dichters, für die Mitwelt zu leben, wie er, für die Nachwelt zu wirken, wie er! — Ehre und Preis seinem Andenken! —